

Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]

Autor(en): **Vallotton, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638976>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenbacher)

Fortsetzung 9

Fast unbewußt hatten wir halt gemacht; wir blieben stehen, das Herz von einer derart überwältigenden Rührung gepackt, daß wir nicht sprechen konnten. Erst nach und nach ging uns ein Licht auf: Diese Herde abgezehrter, fleischloser Männer, diese Kolonne von Erschöpften und Sterbenden, die wie gequälte Tiere zwischen zwei Reihen von Leichen sich dahinschleppten, das war die Große Armee!

Eine namenlose Traurigkeit übermannte uns, machte das bißchen Mut, das wir uns noch bewahrt hatten, in uns ver-eisen und ließ uns das Unheil ahnen das uns bedrohte.

Wir hatten bisweilen geglaubt, auf unserm Marsch nach Polozk und dann nach der Räumung dieser Stadt an der Grenze dessen angelangt zu sein, was der Mensch an Entbehrungen ertragen kann; aber was waren nun unsere Leiden neben diesen hier? Wenigstens hatten wir bisher noch unser Vertrauen aufrecht erhalten, unsere Moral war nicht angegriffen. Nach den langen Nächten, die wir oft ohne Schutz zu-bringen mußten, nahmen wir jeden Morgen den Marsch wieder auf, glücklich darüber, uns die Beine warm laufen zu können, und wir fanden sogar noch dann und wann die Kraft zum Spas-sen; aber was wir jetzt sahen, erfüllte uns mit einer solchen Niedergeschlagenheit, daß wir kaum einander anzusehen wag-ten. Ob wir wohl auch bald diesen Unglücklichen gleichen, ob auch wir vom Strom mitgerissen würden wie sie?

Glücklicherweise wurde uns Befehl erteilt, den Marsch auf einem kleinen Weg fortzusetzen, der parallel zur großen Straße lief, aber doch so weit entfernt, daß wir sie nicht mehr sehen konnten. Der Kanonendonner nahm zu und näherte sich, je größer die Glockentürme von Borissow vor uns wurden. Nun begriff jeder die Lage. Wittgenstein von Norden und die Russen von Ruffow hinter der Großen Armee her suchten sich zu ver-einigen, um den Übergang über die Beresina bei Borissow zu sperren und so die Armee wie zwischen die beiden Backen einer fürchterlichen Zange zu nehmen. Was wir noch nicht wußten, das war, daß noch eine dritte Armee von Süden her, unter dem Befehl von Admiral Tschitschagow — wie wir später vernahmen — ihren Marsch beschleunigte und auf den gleichen Punkt zu-strebte.

Um Luft zu schaffen und durchzustößen, damit dieser Sturz-bach menschlicher Trümmer, den wir eben gesehen hatten, ab-fließen könnte, war fast keine Armee mehr da, mit Ausnahme der Truppen des Marschalls Victor, die sich mit den unsrigen vereinigt hatten, sowie einiger Bataillone unter Davout, Ney und andern beherzten Führern, und dann vor allem die Garde, die durch ihren Korpsgeist besser bewahrt geblieben und in der Versorgung stets bevorzugt worden war.

Der Gedanke aber, daß unsere Regimenter, so sehr sie auch zusammengeschmolzen waren, die aber ihre Energie bewahrt hatten, einen Teil dieser noch kampffähigen Elitetruppen bilde-ten, daß man gewissermaßen auf sie zählte zum Heil aller an-dern, durchdrang uns mit einer Art Stolz. Wir fühlten die Größe unserer Aufgabe. Aber statt uns niederzudrücken, lenkte

uns diese Verantwortlichkeit, die wir alle begriffen, von dem Elend, dessen Zeugen wir eben gewesen waren, etwas ab und erfüllte uns mit Mut.

Während wir uns Borissow näherten, sank der Abend her-ab. Man hatte sich wütend geschlagen. Im Tode erstarrte Kör-per bedeckten den Boden und Feuersbrünste loderten in die Nacht hinein, den Horizont mit einem ungeheuren Schein er-leuchtend, auf dem sich schwarz die Umrisse der Häuser am Fluß-ufer abzeichneten. Wir hatten einige hundert Schritte vom Fluß entfernt halt gemacht. Offiziere, die vorgegangen waren, um die Ufer und die Brücke zu besichtigen, kamen zurück mit der Meldung, daß die Brücke zerstört sei. Die plötzlich in die Stadt eingedrungenen Russen hatten Zeit gehabt, sie anzuzünden, be-vor sie auf das andere Ufer übergingen.

Der einzige Punkt, von dem aus wir dem Feinde entrinnen konnten, war von diesem besetzt. Der Rückzug war also abge-schnitten und die Lage wurde verzweifelt.

Jener Tag, der verdüstert war von der schmerzvollen Ent-täuschung der Begegnung mit dem, was einst die Große Armee gewesen, brachte uns indessen noch eine Überraschung ganz an-derer Art. Der Vorstoß unserer Soldaten auf Borissow war so zerschmetternd erfolgt, daß der über den Haufen geworfene Feind nicht mehr Zeit fand, seinen Fuhrpark vor der Zerstörung der Brücke auf das andere Ufer zu retten, sondern ihn in der Stadt stehen lassen mußte. Die Wagen enthielten Lebensmittel, Schnaps, vor allem aber Winterkleider, wie sie Russen in Wor-aussicht ihres Klimas herzustellen wissen. Diesem Umstande ver-dankten wir es, daß wir uns verproviantieren konnten, wenig-stens die zuerst Ankommenden. Soldaten schützten Mehlsäcke auf, um sich rascher bedienen zu können. Mehr als einer hat das Leben diesem Schatz zu verdanken, den uns die Russen wider Willen hinterlassen hatten. Mein getreuer Kochat belud — im-mer praktisch — in der Dunkelheit seine beiden Kosakengäule und häufte auf ihren Rücken, was er nur erwischen konnte; er machte lange Finger nach Lebensmitteln wie Flüssigkeiten, und brauchte seine Ellbogen recht unverschämt inmitten des Durch-einanders und Geschreis. Während er aber Kleider, Säcke und Ballen auf dem einen Pferde festband, stibizte ihm ein Kroat das andere, schon völlig beladene weg. Es war zu dunkel, um hinter dem Dieb herzulaufer; deshalb tröstete sich Kochat, in-dem er unter Fluchen und Wettern in gutem Dialekt noch einen Sack mehr auf den Rücken des ihm verbliebenen Pferdes schnalzte. Am Morgen darauf fluchte er freilich noch mehr, als er feststellen mußte, daß der kostbare Sack, den er für Mehl gehalten hatte, bloß Hafer enthielt.

Diesmal gewann also der Gaul beim Tausch. Das Leben hat eben oft Überraschungen bereit!

Die Beresina.

Unterdessen war uns der Befehl zugegangen, den Marsch wieder aufzunehmen, der Beresina entlang aufwärts, dabei aber jeden Lärm zu vermeiden, um unsere Anwesenheit nicht zu verraten. Es war fast Mitternacht, als wir endlich anhielten.

Hier wurde an Ort und Stelle bivakuiert. Glücklicherweise war das Wetter etwas milder geworden, sonst wären wir, beim Verbot, irgend ein Feuer anzuzünden, wohl allesamt erfroren. Etwas beschützt von verlassenen Armeefourgons und gewöhnt daran, außergewöhnliche Temperaturen zu ertragen, hatten wir uns in den Schnee geworfen, einer an den andern gedrückt und so suchten wir nach dem harten Tag einige Ruhe zu finden. Dank „Kosak“ und den Lebensmitteln von Borissow war wenigstens die Verpflegung in unserer Kompanie überreichlich ausgefallen. Ich war sogar tief eingeschlafen, als Rochat, dem seine eiserne Gesundheit es ermöglichte, solche Strapazen ohne Schaden zu ertragen und der nach seiner Gewohnheit in der Umgebung herumgestrichen war, mich mit dem Ellbogen anstieß und leise zu mir sagte:

„Wachtmeister, kommt und seht!“

Es lag etwas Seltsames in seiner Stimme. Ich erhob mich deshalb, schüttelte den Reif von meinem Mantel und folgte ihm.

Von der Stelle aus, wo wir waren, senkte sich das Gelände in sanftem Hang zu der an diesem Ort etwa vierzig bis fünfzig Klafter breiten Beresina hinunter. Am andern Ufer stieg der Boden hinter einem zugefrorenen Sumpf wieder leicht an bis zu einem Walde, vor dem man im erwachenden Tageslicht einige russische Schildwachen ihre hundert Schritte hin und her machen sah. Auf dem linken Ufer, auf unserer Seite, wurde eben die Artillerie des 2. Korps aufgeföhren, mit Schußrichtung nach der Ebene, die sie beherrschte.

Es war noch kaum hell, aber allmählich zeichneten sich die Einzelheiten der Landschaft deutlicher vor dem Grau des Horizontes ab, über den schwere graue Wolken hinwegzogen.

Am Abend hatten wir, ohne es zu wissen, bei einem kleinen Weiler, Studiantka genannt, Halt gemacht. Sappeure waren eben im Begriff, die Häuser ganz kunstgerecht abzureißen, ohne daß wir beim ersten Anblick den Zweck ihrer Arbeit verstehen konnten. Sorgfältig zogen sie die Balken aus den Lehmmauern und trugen sie dann an das Ufer, wo andere schon in gewaltigen Haufen aufgestapelt waren. Etwas weiter weg schichtete man auch die Läden auf.

Ganz nahe beim Ufer stand eine Gruppe höherer Offiziere, unter denen wir leicht den Führer unseres 2. Korps erkannten, den Marschall Dudinat mit General Merle, der unsere Division kommandierte, dann auch, sie alle mit seinem Riesenkörper überragend, den Marschall Ney. Vor ihnen stand, kurzichtig den Kopf neigend, um besser sehen zu können, der General Jomini*), den wir als Landsmann kannten, und andere noch. Ein weißhaariger Offizier schien ihnen etwas zu erklären, indem er bald auf den Fluß, bald auf die stetig wachsenden Balkenhaufen zeigte. Von Neugierde getrieben, schlichen Rochat und ich einem der Haufen entlang und konnten so bis auf wenige Schritte an die Gruppe herankommen.

Vor dem alten Offizier — ich habe seither erfahren, daß es General Eble war — stand ein Mann, den wir wegen seiner geringen Körpergröße erst nicht gesehen hatten.

Er war in eine Art grünen Reitermantel mit goldenen Treffen gehüllt, trug eine Mardermütze und Pelzstiefel. Gegen einen der Balkenhaufen gelehnt, hielt er in der Hand einen dicken Stab. Als er sich umwandte, um einen eben ankommenden Offizier auszufragen, erkannte ich ihn ...

Es war der Kaiser!

Ich blieb wie versteinert. Ich war von dieser Szene so ergriffen, daß ich den Atem anhielt. An meiner Seite sagte Rochat ganz leise:

*) Der General Jomini hatte als Platzkommandant von Wilna Gelegenheit gehabt, Rekognoszierungen der Beresina entlang vorzunehmen. Er hatte dem Kaiser einen Bericht gesandt, in dem er ihm eine Stelle für einen möglichen Flußübergang in der Nähe von Studiantka bezeichnete.

„Er ist's ... Nun wird alles gut gehen, Ihr werdet sehen, Wachtmeister! ... Er wird uns schon da herausreißen!“

Ich antwortete nicht, ich dachte an die Parade vom Carrousel-Platz, wo ich, in der Begeisterung des jungen Soldaten, den Kaiser bewundert hatte inmitten seiner Marschälle und Offiziere, die mit einer solchen Entfaltung von Luxus und Reichtum prunkten, daß ich wie geblendet war. Ich erinnerte mich an die Truppenschau von Insterburg, an den Übergang über den Njemen, wo die Armee über die Brücke gestlutet war wie eine riesige Schlange — und jetzt sah ich sie da, in diesem Elend, das noch furchtbarer erschien unter dem bleifarbigem, von Schneeflocken gestriemtem Himmel.

Trotz seines Pelzrockes litt der Kaiser wie wir alle unter quälendem Ungeziefer. Vom Pferde gestiegen, schien er neben der hohen Gestalt Neys recht klein. Sein aufgedunsenes Gesicht schien noch bleicher neben dem des Marschalls, das von einem roten Backenbart eingerahmt war und strotzte von Gesundheit, als ob weder der abgechnittene Rückzug noch die Entbehrungen oder die hoffnungslose Lage der Armee für ihn existiert hätten.

Ich konnte die Augen nicht vom Führer abwenden, den ich nun in diesen tragischen Umständen so nahe vor mir sah und der in seiner Hand unser aller Schicksal hielt. Sein Ausdruck war ernst. Er hörte mit gerunzelten Brauen und zusammengepreßten Lippen die Rapporte an, die ihm von seinen Generälen erstattet wurden und sprach fast nichts. Die Soldaten fuhren fort, ihre Balken und Bretter herbeizutragen, so ruhig, als arbeiteten sie auf einem Bauplatz. Dann stiegen Napoleon und Eble, im Abstand gefolgt von den andern Offizieren, den Uferabhang hinunter bis zum schmutzigen mit Eisschollen bedeckten Fluß. Sie beobachteten das andere Ufer und hielten dann, immer vom Stab gefolgt, etwa hundert Schritte weiter oben an.

Aus ihren Gebärden begriff ich endlich: Man wollte versuchen, hier Brücken zu schlagen, und von diesem Versuch hing das Heil der Armee ab.

Gegenüber, auf der andern Seite des Wassers, schritten die russischen Wachen gelassen auf und ab. Man hätte glauben können, es gehe sie nichts an, was hier geschah. Übrigens wurden sie bald zurückgezogen. Zwei Kanonenschiffe, deren Kugeln auf dem Schnee weitergeschlitterten, wurden auf uns abgegeben, ohne aber jemanden zu treffen und ohne daß sie erwidert worden wären. Dann sah man die russischen Truppen in die Wälder einbrechen und verschwinden.

Vollständig getäuscht von den seit zwei Tagen südwärts unternommenen Scheinmanövern, zogen sie in der Richtung nach Borissow ab, um dort unten unsern Übergang abzuwarten, und so ließen sie uns freies Feld gerade an jenem Punkt, den ein gütiges Geschick Napoleon offenbart hatte. Das ermöglichte es, der von allen Seiten her geplagten Armee, wenigstens zu einem großen Teil zu entweichen aus dem gewaltigen Netz, das rings um sie ausgespannt war.

Gewiß konnten wir uns nur unvollkommen von dem allem Rechenschaft geben; aber unwillkürlich waren wir erleichtert, daß wir der kleinen Szene, hinter dem Holzhaufen verborgen hatten beiwohnen können. Wir spürten die Rettung ganz nahe, ohne jedoch noch zu wissen, was sie uns kosten würde. Als wir zum Bivak zurückkehrten, lachte Rochat unter seinem großen Taschentuch. Seine Augen fädelten sich, und seinen von ihm unzertrennlichen Nasenwärmer stopfend, sagte er mir:

„Ihr werdet sehen, Wachtmeister, der „Kleine“ ist drauf und dran, ihnen einen Streich nach seiner Art anzudrehen. Diese Russen vom Teufel werden uns heute nochmals nicht bekommen!“

Ich dachte an mein kleines, fernes Dorf und an die, die mir zugeschworen hatte, auf mich zu warten, und ich antwortete nichts.

Fortsetzung folgt.